

Gepflegt. Gesegnet alt werden.

Fotografien von Gülay Keskin



Gepflegt. Gesegnet alt werden.

Gepflegt. Gesegnet alt werden.

Die Ausstellung „Gepflegt. Gesegnet alt werden.“ erzählt Geschichten aus der Pflege. Pflegekräfte aus zwei diakonischen Einrichtungen in Wertheim, der Evangelischen Sozialstation Wertheim und dem Diakoniezentrum Wertheim gGmbH / Wohnstift Hofgarten, erzählen von ihrem Berufsalltag. Gezeigt werden Momente von Zwischenmenschlichkeit, Fürsorge, Frust, Einsamkeit, Kollegialität und des Kampfs gegen die Uhr. Immer aber sind es Momente

der Zuwendung: Momente, ohne die eine Gesellschaft nicht leben kann, in der die Menschen immer älter werden.

Die Ausstellung beantwortet die Frage, warum die Evangelische Kirche Arbeitgeberin in der ambulanten und stationären Altenpflege ist: Hier wird ganz tatkräftig, mit Herz und Hand, die von Jesus geforderte und gelebte Verantwortung für die Schwachen wahrgenommen. (Vgl. besonders Mt. 25,35f.)



Gesegnet alt werden – das ist unsere Sehnsucht. Dazu brauchen wir Menschen, die für uns da sind, wenn wir nicht mehr für uns sorgen können. Auch wenn Pflegeroboter im Fernsehen Aufmerksamkeit erregen; es sind die Begegnungen, die Beziehungen und die verlässliche Arbeit der Pflegenden, die zum Segen werden. Vieles in der Pflege bleibt im Verborgenen. Wir wissen, wie belastet diese Arbeit ist und wie schwierig es ist, den Menschen individuell gerecht zu werden. Die abrechnungsfähigen Einheiten sind so knapp getaktet, dass ein Gespräch, eine Zeit der Stille, eine Geste manchmal schon den Rahmen sprengt. Es ist gut, dass diese Ausstellung die pflegerische Arbeit sichtbar macht und zeigt: Entscheidend für ein Altern in Würde ist die menschliche Begleitung und die sorgfältige Arbeit der Pflegenden. Ihrem Dienst am Nächsten gebührt großer Respekt. Für ihre Arbeit bin ich, sind wir als Kirche, sehr dankbar!

Landesbischof Prof. Dr. Jochen Cornelius-Bundschuh,
Evangelische Landeskirche Baden

Sorgende Gemeinde werden: Dafür engagieren sich Kommunen, Kirchengemeinden und Diakonie. Im möglichst vertrauten Umfeld sollen alte und kranke Menschen mit ihren Angehörigen – Pflege und seelsorgliche Begleitung bekommen. Wie das zu Hause und im Pflegeheim geschehen kann, zeigen die Fotos und Texte auf berührende und ehrliche Weise, in Respekt vor der Würde der Pflegekräfte und der Gepflegten. In den Motiven können die Betrachtenden auch eigene Erfahrungen und Bedürfnisse wiederfinden. Möge die Ausstellung für Viele zum Segen werden.

Kirchenrätin Sabine Kast-Streib,
Leiterin der Abteilung Seelsorge mit Zentrum für Seelsorge, Evangelische Landeskirche in Baden



„Ein gesegnetes Alter erreichen“, so heißt eine Redewendung. Dabei geht Altwerden häufig mit Erfahrungen von Verlusten und Einschränkungen einher. Ein Segen ist es, wenn man im Alter Menschen an der Seite hat, die einen fürsorglich und mit Hingabe unterstützen. Solche Menschen sind nicht selten Fachkräfte in Pflegeeinrichtungen und ambulanten Pflegediensten. 12 von ihnen zeigen in dieser Ausstellung ihr Gesicht. Sie stehen stellvertretend für viele, die Tag für Tag ein Segen sind.

Pfarrerin Dr. Verena Mätzke



„Ich bin ein Leistungsfaktor und kein Kostenfaktor“, heißt es in einem Manifest des deutschen Berufsverbands für Pflegeberufe. Eine Perspektive, aus der wir die menschlichen Herausforderungen dieses Berufs betrachten und neu bewerten sollten. Es ist eine gesellschaftspolitische Verantwortung, die Rahmenbedingungen dafür weiterzuentwickeln und zu verbessern. Die Ausstellung gewährt authentische Einblicke in die Praxis der Pflege aus der Sicht der Pflegenden, deren Arbeitsalltag ich mit der Kamera begleiten durfte und denen mein ganz besonderer Dank gilt.

Fotografin Gülay Keskin





Es ist schlimm, dass die Patienten immer wieder fragen: Wie lange haben Sie denn Zeit? Man kann nicht in Zeit messen, was derjenige an Hilfe braucht.

Jessica E.



Jessica E.

Altenpflegerin, Evangelische Sozialstation Wertheim

Ich bin jetzt schon fast drei Jahre fertig examiniert und stehe draußen auf eigenen Beinen sozusagen. Ich habe mir gesagt, ich kann immer noch studieren ... bin aber froh, jetzt diesen Weg gegangen zu sein und nicht nur am Schreibtisch oder wo auch immer zu sitzen.

An einem halben Tag habe ich in der Regel 10 bis 15 Patienten. Meinen normalen Frühdienst fange ich um 6 Uhr an und bin gegen 13 Uhr fertig. Durchschnittlich habe ich eine halbe Stunde pro Patient. Bei einem länger, bei einem kürzer, je nachdem, was anliegt.

Es ist schlimm, dass auch die Patienten mich immer wieder fragen: „Wie lange haben Sie denn Zeit dafür?“ Es geht doch nicht darum, wie lange ich dafür brauche ... ich finde das immer schlimm, weil man es doch nicht in Zeit messen kann, was jemand an Hilfe braucht.

Und nicht jeder ist gleich. Sie stecken die Leute in einen Pflegegrad, aber sie können ja nicht alle über einen Kamm scheren, nach dem Motto: „Jeder, der Pflegegrad eins hat, braucht genauso lange wie jeder andere, der auch Pflegegrad eins hat.“ Oft ist das

ganz unterschiedlich. Genauso wie es unterschiedlich ist, ob ich jemanden in Pflegegrad eins dusche oder jemanden in Pflegegrad drei. Ich lasse die Zeit außer Acht, so gut es geht. Ich glaube, ich würde verrückt werden ... wenn ich auf die Uhr schauen würde und mir denken müsste, zehn Minuten noch, dann würde ich wahrscheinlich den Menschen vergessen und mich nur um die Zeit kümmern. Zeit ist relativ. Ja, wie oft sagen wir denn, wir haben keine Zeit, und eigentlich meinen wir was ganz anderes ...

Die Patienten sagen oft: „Ich weiß, Sie haben keine Zeit!“ Und genau dieses Gefühl will ich nicht vermitteln. Ich möchte nicht, dass sie denken, sie haben mir jetzt Zeit gestohlen. Ich will ihnen das Gefühl geben: Wenn jemand etwas auf dem Herzen hat, dann ist Zeit da, dass er das auch sagen kann ... ich nehme mir die Zeit ... unabhängig davon, ob ich sie jetzt habe oder nicht, ob mein Arbeitstag dann 6 Stunden geht oder 7 Stunden ... das ist dann einfach so.

Interview vom 17.09.2019



Die größte Herausforderung ist, den Pflegebedarf zu sehen und die nötige Unterstützung so anzubieten, dass sie auch angenommen wird – besonders bei Frauen, die ihr Leben lang sehr selbstständig waren.

Irina W.



Irina W.

Krankenschwester, Evangelische Sozialstation Wertheim

Die größte Herausforderung bei meiner Arbeit ist es, wenn ich sehe: Da ist ein Pflegebedarf, aber derjenige möchte keine Pflege zulassen ... gerade die starken Frauen, die immer selbstständig waren im Leben, die immer für Andere da waren und plötzlich alleine sind ... wenn keiner mehr da ist, um den sie sich kümmern sollen, und sie selber Hilfe brauchen ... das zuzulassen und zuzugeben, das fällt vor allem Frauen schwer.

Es ist eine Herausforderung, ihnen die Hilfe so anzubieten, dass sie diese auch annehmen. Da hilft am meisten gutes Zureden und die Frauen so

anzunehmen, wie sie sind. Das mache ich ja sowieso. Man muss halt bleiben.

Bei denjenigen, die sich pflegen lassen, ist es einfach, da kommst du hin und machst deine Arbeit. Aber diejenigen, die sagen: „Nein, lassen Sie das, das mache ich alleine!“, obwohl du siehst, dass es nicht mehr so funktioniert ... die sind eine Herausforderung. Wie oft hört man dann: „Ja, aber nur, weil Sie es sind!“ oder: „Ja, Ihnen zuliebe, weil Sie das machen wollen!“

Ich kann das gut nachvollziehen, ich wirtschaftete auch am liebsten alleine. Und wenn dann plötzlich jemand kommt und sagt: „Komm, ich übernehme für dich die Aufgaben“ – das ist schwer.

Aber gerade dann wünsche ich mir mehr Zeit für meinen Arbeitsalltag ... denn dann brauche ich die Zeit, um diejenigen erstmal zu überzeugen, bis sie sagen: „Okay, gut, machen Sie's halt!“ ... und erst dann beginnt ja die Pflegeleistung, für die mir Zeit vorgegeben ist. Aber diese Minuten davor, die ich gebraucht habe, um diejenigen zu überreden ... ihnen

klar zu machen, dass es doch nicht alleine geht ... die brauche ich auch.

Es ist wichtig, ruhig zu bleiben, Ruhe zu bewahren. Denn wenn man anfängt, hektisch zu werden, dann dauert es umso länger. Das überträgt sich ja auch auf den Patienten ... diese Hektik. In der Ruhe liegt die Kraft.

Interview vom 16.09.2019



In manchen Situationen, wenn man merkt, es geht nicht mehr weiter, dann muss man einfach weggehen und ein Kollege macht weiter. Wenn man zum Beispiel verdächtigt wird, etwas gestohlen zu haben.

Gerlinde D.



Gerlinde D.

Altenpflegerin, Wohnstift Hofgarten

Ich bin seit 1978 in der Pflege. 41 Jahre. Seit 1991 Altenpflegerin.

Am meisten hilft mir Geduld bei meiner Arbeit ... Einfühlungsvermögen und viel Verständnis. Es gibt sehr viele verschiedene Charaktere. Wir haben 31 Bewohner auf Station und davon sind bestimmt 28 dement ... mir helfen die Gespräche unter den Kollegen oder mit der Pflegedienstleitung ... und dass man auch zu Hause Verständnis bekommt ... wenn es mal später wird oder wenn man mal wirklich sehr nervös und aufgeregt nach Hause kommt, weil

irgendwas Besonderes war, zum Beispiel ein Notfall, weil jemand gestürzt ist und sich Wunden zugefügt hat ... das nimmt man dann schon mit nach Hause.

Oder es gibt auch Situationen ... da merkt man, man kommt nicht mehr weiter. Dann muss man einfach weggehen und den Kollegen holen und sagen: „Mach bitte weiter!“ Weil man ja selber auch aufgeregt ist. Und die Bewohner macht das dann noch aufgeregter und nervöser.

Da gibt es Bewohner, die steigern sich bis ins Extreme in etwas hinein. Wenn zum Beispiel eine demente Bewohnerin sagt, ich hätte bei ihr etwas gestohlen, dann geht man eine ganze Weile gar nicht mehr zu ihr ... das machen dann die Kollegen ... am besten ist, man spricht auch gar nicht mehr darüber und lässt sie einfach in Ruhe, dann vergisst sie es wieder, und dann kann man irgendwann wieder reingehen. Also das gibt es schon häufiger.

Das Wichtigste wäre mir, mehr Zeit für die Bewohner zu haben. Ja gut, das liegt auch am so genannten

Pflegenotstand. Man hat einfach nur noch die Anzahl Pflegekräfte, die man braucht, um die Leute ausreichend zu versorgen, aber so richtig Zeit hat man kaum noch für die Bewohner. Früher, als ich angefangen habe, da hat man mit den Leuten Spiele spielen können oder konnte mit ihnen spazieren gehen ... das geht im Moment gar nicht mehr.

Ich denke, dass es so Ende der 90er angefangen hat, dass man immer weniger Zeit für die Patienten hatte ... und das Personal immer weniger wurde.



Wir machen immer gemeinsam Pause mit den Kollegen und sprechen auch über Privates. Diese 30 Minuten gehören dann einfach uns, weil das wichtig ist.

Magda S.



Magda S.

Altenpflegerin, Wohnstift Hofgarten

Bei meiner Arbeit brauche ich Einfühlungsvermögen und Geduld. Ich muss auf die Leute eingehen, manchmal auch mit viel Fingerspitzengefühl. Einer ist sensibler, einer ist nicht so sensibel. Bei manchen Bewohnern kommt man am Morgen rein und sie sind durch ihre Situation total enttäuscht, da muss man sie morgens schon auffangen. Ich bin einmal bei einer Bewohnerin reingekommen, es war Weihnachten, und habe gesagt: „Heute ist der zweite Weihnachtsfeiertag!“ ... und sie fing an zu weinen ... kein Angehöriger war da, sie hatte keinen Besuch bekommen. Ich bin dann auf sie eingegangen, habe versucht sie zu beruhigen: „Wir

sind doch da, wir kümmern uns um Sie!“ Ich habe versucht, ihr Vertrauen zu geben und das Gefühl, dass sie aufgehoben ist.

Für mich ist es wichtig, dass wir als Team immer gemeinsam Pause machen. Da kann man auch darüber sprechen, was am Vormittag oder am Nachmittag los war, oder auch über Privates. Diese 30 Minuten gehören dann einfach uns.

Ich wünsche mir mehr Personal. Es wäre manchmal schon eine Pflegekraft mehr am Vormittag hilfreich.

Besonders bei Extremsituationen, wenn jemand im Sterben liegt ... und es sind keine Angehörigen da, aber wir selbst haben auch nicht die Möglichkeit, Zeit zu geben oder uns reinzusetzen, weil es die Arbeitssituation einfach nicht zulässt. Auch beim Essen hätte man mehr Zeit, wenn noch jemand da wäre. Das Essen wird geschöpft, steht auf Wägen ... oftmals ist es schon nicht mehr richtig warm und muss noch einmal aufgewärmt werden. Natürlich wäre da eine Person mehr immer gut. Das ist das Einzige, was ich mir wünsche.

Ich gehe immer gerne mit Humor an die Sache heran. Also für mich ist es wichtig, dass die Leute lachen können. Ich gehe in die Zimmer rein mit einem „Hallo, guten Morgen!“, egal, zu welchem Bewohner. Oft kommt das auch zurück. Ich bin im Fasching aktiv und habe auch im Pflegeheim getanzt ... wenn Faschingssitzung war, dann habe ich getanzt ... eine Bewohnerin erinnert sich dann immer zurück und erzählt, dass sie früher das Mariechen war. Das finde ich schön.



*Ich gebe mir Mühe, mit guter Laune
in den Tag zu gehen. Die Bewohner
spüren alles und fragen auch
manchmal: „Alles gut?“ Und dann
erzählt man schon auch Privates.*

Peter J.



Peter J.

Altenpfleger, Wohnstift Hofgarten

Eigentlich bräuchten wir auf Station noch einmal vier Hände mehr ... damit man mehr Zeit für die Bewohner hat ... damit man nicht einfach morgens zur Pflege reingeht, schnell sein Programm macht und dann zum Nächsten gehen muss ... damit man das zeitlich auch alles organisieren kann ... damit auch rechtzeitig die Medikation ausgeteilt wird und alles. Das Herz sagt meistens etwas anderes. Aber der Kopf sagt: „Du musst weiter, sonst kommst du einfach nicht mit der Zeit zurecht.“

Mehr Hände wären das Optimale. Das würde einiges lösen. Mehr Personal, damit wir den Bewohnern gerecht

werden. Aber da die Sozialpolitik alles ein bisschen anders sieht und sie den Personalschlüssel vorgibt, ist es leider zu wenig. Nichtsdestotrotz versuchen wir, aus jeder Situation das Beste zu machen. Das sieht dann so aus, dass Orga-Sachen, die nicht so wichtig sind, einfach ein bisschen zurückgestellt werden, um sich die Zeit für die Bewohner zu nehmen. Das müssen wir dann einfach so aufteilen.

In meinem Arbeitsalltag hilft mir das Lachen am meisten. Gute Laune ist wichtig. Wenn ich schon mit einer sehr schlechten Laune zur Arbeit komme, dann funktionieren auch die Arbeit und die Abläufe nicht.

Also ich gebe mir jeden Tag Mühe. Die Bewohner bekommen schlechte Stimmung ja natürlich mit. Sie merken sofort, wenn etwas nicht funktioniert oder man traurig ist. Es gibt auch Bewohner, die fragen dann nach: „Ist alles in Ordnung?“ Dann redet man auch manchmal über private Problemchen, darüber, was einem so auf dem Herzen liegt. Und danach muss ich sagen, ist es meistens einen Tick besser.

Das ist ja auch irgendwie wie eine zweite Familie. Viele der älteren Damen erinnern mich auch an meine Großmutter. Was wir machen, ist nicht nur körperliche Pflege. Das ist auch die psychosoziale Pflege: die

Bewohner auch in die Gesellschaft einzubeziehen. Man redet über Nachrichten, man redet einfach über alles Mögliche.

Zu unseren psychosozialen Aufgaben gehört es auch, die Angehörigen zu betreuen, das spielt eine große Rolle bei der Arbeit. Viele Angehörige sind zuerst mit der Situation überfordert. Ich erkläre dann, dass die Mutter oder der Vater einfach Zeit braucht, um bei uns anzukommen, Zeit, damit der verpflanzte Baum auch seine Wurzeln schlagen kann.

Interview vom 24.09.2019



Man darf die Probleme von einem Patienten nicht zum nächsten mitnehmen, auch wenn einen zuvor eine Situation belastet hat.

Sigrid K.



Sigrid K.

Altenpflegerin, Evangelische Sozialstation Wertheim

Ich mache das seit 34 Jahren. Ich habe das damals direkt nach der Schule gelernt und bin auch dabei geblieben.

Bei meiner täglichen Arbeit brauche ich viel Geduld und muss zuhören und ruhig bleiben können ... selbst wenn einen irgendwas bei einem Patienten belastet hat, weil er vielleicht unzufrieden war oder aus irgendeinem anderen Grund, muss man trotzdem abschalten können ... und beim nächsten Patienten wieder ruhig und geduldig sein ... man darf die

Probleme vom einen Patienten nicht zum nächsten mitnehmen. Das muss man lernen.

Am Anfang ist mir das relativ schwergefallen, inzwischen hilft mir einfach ... mich ins Auto zu setzen und ... ich weiß nicht genau, wie ich es mache, aber es ist möglich, dass man eben sagt: „Jetzt ist erstmal Schluss, ich mache jetzt erstmal weiter.“ Ich setze mich ins Auto und sage mir wirklich: „Jetzt ist nicht der Zeitpunkt, ich kann jetzt nichts machen!“ ... und fahre dann zum Nächsten ... und ich brauche Musik im

Auto. Wenn ich keine Musik im Auto habe, dann dreht sich bei mir alles in einer Endlosschleife.

Ich sage auch immer zu meinen Patienten: „Was wir hier besprechen, bleibt unter uns.“ Und wenn einer zum Beispiel ein medizinisches Problem hat, dann frage ich ihn vorher: „Darf ich das mit Ihrem Arzt besprechen?“ oder: „Darf ich das mit Ihrer Tochter bereden?“ Weil ich finde, das ist wichtig, dass diese Probleme beim Patienten bleiben, dass er wirklich sicher sein kann, dass ich jetzt nicht über ihn tratsche.

Ich wünsche mir auch einen Ansprechpartner für mich, dass ich das, was mich belastet mitteilen kann ... dass ich auch mal mit jemandem darüber reden kann ... aber jemand, der kompetent ist, der sich auch mit der Materie auskennt ... jemand, der mir sagt: „Ja, das hast du richtig gemacht!“ oder: „Da kannst du einfach nichts machen!“



Ich gebe jedem die Hand, wenn ich komme. Ich habe dafür immer ein Desinfektionsmittel in der Tasche, das ich nach jedem Hausbesuch benutze. Das gehört zu einer professionellen Pflege dazu.

Konny D.



Konny D.

Krankenschwester, Evangelische Sozialstation Wertheim

Ich bin seit 41 Jahren im Beruf, damals hieß es noch „Krankenschwester“. Heute heißt es „Gesundheits- und Krankenpflegerin“.

Mir ist es wichtig, dem Menschen offen gegenüberzutreten ... also ich gebe zum Beispiel jedem die Hand, wenn ich komme. Ich habe ein Desinfektionsmittel in meiner Kitteltasche, und wenn ich komme, gebe ich jedem die Hand oder ich berühre ihn und spreche ihn mit Namen an. Das ist mir ganz wichtig. Nach dem Hausbesuch desinfiziere ich mir die Hände, weil man das heute muss. Es gibt ja Bestrebungen, dass man

in der Pflege, in den Krankenhäusern, die Menschen nicht mehr mit Handschlag begrüßt, aus hygienischen Gründen. Aber für mich ist es wichtig, das weiterhin zu tun.

Der Berufsalltag fordert in hohem Maß körperlichen, geistigen und emotionalen Einsatz. Zusätzliche Belastungen sind die immer mehr werdenden, aber nötigen administrativen Aufgaben.

Je nach Einsatz und Ort machen wir ca. 18 Hausbesuche. Dahinter stehen 18 Menschen, manche einsam,

manche mit Familie. Bei einem Hausbesuch sehe ich den einzelnen Menschen an, teile seine Sorgen und Ängste, versuche Leid zu lindern – halte es aber auch aus. Ich bin Vertraute, Beraterin und oftmals auch Blitzableiterin. Trotz all dem oder besser gesagt wegen all dem: Ich liebe meinen Beruf und könnte mir nach all den Jahren keinen anderen vorstellen.

Getragen, gehalten und getröstet bin ich durch meinen persönlichen christlichen Glauben. Mut, Freude und Zuversicht gibt mir ein Vers aus dem biblischen Buch

Jesaja. Gott spricht ja: „Ich will euch tragen bis ins Alter und bis ihr grau werdet. Ich will es tun, ich will heben, tragen und erretten.“

Wenn ich gefragt werde – wir sind ja eine evangelische Sozialstation – dann ist es für mich auch möglich, mit den Leuten zu beten ... also, wenn es gewünscht wird.



Was mich motiviert, ist positive Bestätigung. Ein einfaches: „Danke!“ oder: „Das haben Sie gut gemacht!“

Andreas S.



Andreas S.

Altenpfleger, Wohnstift Hofgarten

Unser Arbeitgeber ist an Rahmenbedingungen für die Pflege gebunden, und die werden vom Gesetzgeber geschaffen. Für den wiederum spielen viele andere Sachen auch eine Rolle ... wie die Zufriedenheit der Wähler und Geld. Die Pflegeindustrie bekommt nicht genügend Ressourcen, um das zu leisten, was von ihr erwartet wird. Die Mitarbeiter sind die wichtigste Ressource in einem Pflegeheim.

Unsere Schichten gestalten sich nach Pflegegraden. Wenn man Menschen mit hohen Pflegegraden hat, bekommt man mehr Personal ... bei Menschen mit weniger Pflegegrad wird weniger Personal zur Verfügung gestellt. Weil diese weniger Zeit brauchen

sollten ... in der Theorie. Das Berufsbild hat sich in den letzten Jahrzehnten entwickelt. Irgendwann waren nicht mehr genug Ordensschwestern da, um die Alten und Kranken zu pflegen, und dann hat man begonnen, eine Ausbildung zu schaffen. Altenpflege war früher in der Gesellschaft keine berufliche Angelegenheit, sondern eine private. Innerhalb von vierzig, fünfzig Jahren hat sich ein Beruf daraus entwickelt.

Nach meiner Ausbildung war ich ein paar Monate im Mutterhaus der Diakonissen. Heute haben sie sich aus Altersgründen zurückgezogen, aber man weiß, was sie alles geleistet haben. Wenn sie damals nicht hier im Stadtteil damit angefangen hätten, dann wäre

ich jetzt nicht hier ... also ich habe da schon Respekt davor.

Arbeitszeit ist ein hohes Gut. Wenn ich im Dienst bin, habe ich meine Arbeit zu machen ... nehmen wir mal an, der Bewohner ist aus irgendwelchen Gründen pflegebedürftiger als sonst oder braucht mehr Zeit ... dann ist es wichtig, fokussiert zu bleiben ... auch wenn man weiß, da warten noch zehn andere Bewohner, die da sitzen und einen brauchen. Ich konzentriere mich dann auf denjenigen, bei dem ich gerade bin ... weil der ein kurzes Gespräch braucht oder eine zusätzliche Pflegeversorgung.

Mich motiviert, dass man positiv bestätigt wird. Ein einfaches „Danke“, eine Geste, wenn man jemandem die Hand gibt und gesagt bekommt: „Das haben Sie gut gemacht, vielen Dank, dass Sie für mich Zeit haben!“

Ein dankbarer Bewohner hilft bei der Pflege aktiv mit ... so gut er kann ... weil er es seiner Pflegeperson nicht schwerer machen will, als sie es sowieso schon hat. Die Bewohner wissen ganz genau: Ich komme jetzt von drei anderen Leuten und muss noch zu zehn anderen ... und dann hilft der Bewohner bei Sachen mit, die er noch selber machen kann, zum Beispiel beim Transfer vom Bett zum Rollstuhl und wieder zurück.

Interview vom 23.09.2019



Auf Menschen zugehen, ins Gespräch kommen, einfach für sie da sein, ihnen Zeit schenken, dafür muss man sich auch erst gegenseitig kennenlernen und füreinander öffnen.

Ursula D.



Ursula D.

Alltagsbegleiterin, Evangelische Sozialstation Wertheim

Eigentlich habe ich Friseurin gelernt. Aber wie es halt so ist ... irgendwann stirbt die Stammkundschaft aus, und dann ist man eigentlich auch zu alt für den Beruf. Und dann habe ich mich umorientiert und habe noch eine Ausbildung gemacht ... als Alltagsbegleiterin.

Für meine Arbeit brauche ich eine positive Einstellung, Freude daran, mit Menschen zu arbeiten, und manchmal über Dinge hinwegsehen zu können, die einen doch mehr oder weniger bewegen. „Die Würde des Menschen ist unantastbar!“, sage ich dann.

Wir haben nicht das Recht, uns über den Anderen hinwegzusetzen. Man muss die Meinung von jedem gelten lassen und sie auch respektieren.

Mir macht es Freude, mich mit den Menschen eine Stunde, vielleicht zwei oder drei Stunden zu beschäftigen, wenn die Angehörigen weg wollen und selber Termine für sich haben. Dann bin ich für diese Menschen da ... um ihnen ein Lächeln zu schenken, ihnen etwas vorzulesen oder ... man erzählt und redet miteinander und hat nur durch das Da-Sein Freude bereitet.

Wenn ich zu neuen Leuten gehe, dann frage ich mich: Was erwartet mich da jetzt? Und ich möchte alles irgendwie annehmen, wie es ist ... irgendwie das Beste daraus machen ... für diejenigen, zu denen ich komme.

Auf Menschen zugehen, ins Gespräch kommen, einfach für sie da sein, ihnen Zeit schenken ... dafür muss man sich auch erst gegenseitig kennenlernen und füreinander öffnen.



Ich wünschte, wir hätten mehr Zeit, vor allem bei den demenziell Erkrankten, vor allem bei Gesprächsbedarf. Viele möchten über ihre Kinder sprechen oder wie es früher war, zum Beispiel in der Kriegszeit.

Erika R.



Erika R.

Auszubildende in der Altenpflege, Wohnstift Hofgarten

Ich bin noch in der Ausbildung zur Altenpflegerin. Ich wollte schon immer etwas Soziales machen, auch mit älteren Menschen, weil mir das einfach liegt ... zu helfen, und weil ich auch einfach denke, man wird selber mal pflegebedürftig. Und man bekommt auch viel Dankbarkeit zurück. Ich wollte schon von Kind auf in die Pflege gehen.

Ich würde den Beruf auch jedem jungen Menschen empfehlen, der dafür geeignet ist. Ich finde es traurig, dass es keiner machen will. Oder nur ganz wenige.

Auch wenn man am Wochenende oder am Feiertag arbeiten muss: Trotzdem! Es ist Abwechslung, es ist nicht eintönig. Man kommt jeden Tag auf die Arbeit und weiß nie, was kommt.

Für die Bewohner würde ich mir mehr Zeit wünschen. Man hat an und für sich zu wenig Zeit für jeden Einzelnen. Vor allem für die, die mehr Zeit bräuchten. Also ich habe es mir nicht ganz so anstrengend und stressig vorgestellt, muss ich ganz ehrlich sagen. Aber dennoch bereue ich es nicht, die Ausbildung

angefangen zu haben. Stress hat man in jedem Beruf, aber bei der Pflege ist es doch ein anderer Stress ... oder Zeitdruck.

Es gibt Senioren, die brauchen einfach Zeit oder jemanden zum Reden. Vor allem bei dementiell erkrankten Leuten finde ich das unglaublich wichtig, dass man mehr Zeit hätte. Viele würden gerne über die Kinder sprechen oder wie es früher war ... wir versuchen zwar, es in die Pflege einzubauen, aber ich habe das Gefühl, das reicht den Bewohnern nicht,

weil sie immer wieder etwas zu erzählen haben ... aus der Kriegszeit, aus ihrer Kindheit und Jugend. Viele sagen, sie konnten keine Ausbildung machen, vor allem die Frauen, weil sie im Haushalt helfen mussten ... oder auf dem Feld.



Jeder Mensch ist anders und braucht etwas anderes. Manchmal braucht es einfach Geborgenheit, um die Angst zu nehmen, die viele vor dem Sterben haben, auch die Angehörigen. Ich kann niemanden alleine lassen und bleibe dann auch mal die ganze Nacht.

Ursula S.



Ursula S.

Krankenschwester, Evangelische Sozialstation Wertheim

Ich war schon oft bei Sterbenden dabei bis zum Schluss. Das kann ich einfach ... ich habe sie gewaschen, bin geblieben und habe die Angehörigen mit begleitet in diesen Stunden ... habe den Arzt geholt und die Verstorbenen angezogen.

Bei meiner Arbeit hilft mir die Dankbarkeit der Leute, die ich erfahre. Und in gewissem Maß gehört man ja schon zur Familie, weil man jeden Tag kommt. Das ist schon sehr schön. Die freuen sich dann richtig, wenn sie einen sehen, denn zum Teil kommen nur noch wir

... sonst sind sie immer allein. Es gibt viele Leute, die auch nicht mehr rauskommen ... wir sind dann die einzigen Ansprechpartner.

Ich wünsche mir mehr Zeit bei den Leuten. Zeit ist wichtig. Nicht dieses „Abgetaktete“ nach Uhrzeit. Wir arbeiten mit Menschen und nicht mit Maschinen. An jedem Tag, wenn du am selben Ort ankommst, ist die Situation anders. Ich setze mich manchmal einfach hin und plaudere mit den Menschen, das ist wichtig ... einfach mal in den Arm nehmen und drücken.

Wir haben eine Patientin, deren Mann ist vor ein paar Tagen gestorben. Da habe ich mich einfach hingesetzt und sie in den Arm genommen. Später haben wir ein bisschen das Zimmer verändert, dass es nicht mehr so auffällt, dass das Bett von ihrem Mann weg ist ... den ich auch gepflegt habe. Geborgenheit schenken ... das ist wichtig ... damit sie sich nicht alleine fühlen.

Ein Mensch braucht Geborgenheit ... muss es fühlen und keine Angst haben und wissen, dass jemand für ihn da ist. Das ist wichtig ... die Angst zu nehmen.



Der Beruf der Altenpfleger wird definitiv unterschätzt, man hat vielfältige Tätigkeiten. Ich bin 43 und möchte auch einmal 80 werden und hoffe dann auf eine gute Pflege und Lebensqualität in hohem Alter.

Sascha S.



Sascha S.

Altenpfleger, Wohnstift Hofgarten

Ich habe eine Zusatzausbildung zum Thema Demenz ... diese Menschen brauchen im Alter eine spezielle Unterstützung und Hilfe.

Das braucht viel Kraft ... aber ich mache es von Herzen und aus Überzeugung. Es geht oft darum, dass jemand da ist, der die Bewohner auch in den Arm nimmt, wenn sie traurig sind, wenn sie aggressiv sind, wenn sie nicht wissen, wohin mit ihren Ängsten. Dann sind wir da und kümmern uns um sie. Wir begleiten die Menschen bis zum Tod. Wir berühren sie, wenn der letzte Atemzug geht. Wir sind wie eine kleine Familie. Ich mache meinen Job seit 15 Jahren, und ich habe es keine Sekunde bereut.

Die Menschen haben viel geleistet. Sie sind manchmal 70, 80 oder 90 bis 100 Jahre alt ... die Herrschaften. Sie haben Kriege erlebt, haben Großfamilien und Kinder, sie haben früher viel arbeiten müssen, und deswegen finde ich es auch so wichtig, dass man auf sie eingeht ... auf die Menschen.

Demenz ist wie ein Gewitter. Da schlägt es ein im Kopf, mal ist man im Jahr 1940, dann schlägt es wieder ein, und man ist im Jahr 2016. Einmal wache ich auf und weiß, wo ich bin, ein anderes Mal wache ich auf und weiß nicht, wo ich bin. Das bewirkt, dass die Leute so durcheinander sind. Sie wachen auf und merken: Oh, ich kenne mich gar nicht aus ... sie werden unruhig

und wollen raus. Wie oft kommen die Leute her und sind traurig und wissen gar nicht, wo sie sind, wo sie hingehen sollen ... und weinen. Wie gut, wenn man sie dann in den Arm nimmt und sagt, es wird alles gut. Es ist jemand da, der sie versteht und auf die Gefühlsebene eingeht.

Ich wünsche mir mehr Anerkennung für den Beruf in der Gesellschaft. Es hat sich schon etwas gebessert. Man merkt ja, dass immer wieder festgestellt wird, dass es zu wenig Pflegekräfte gibt. Natürlich spielt auch der Verdienst eine Rolle. Das ist klar. Aber ... den Beruf macht man nicht wegen des Geldes. Den macht man aus Überzeugung. Ich wünsche mir, dass die

Politik einfach mehr sieht, was getan werden muss ... mehr Anreize schafft, den Beruf zu erlernen, weil sich sonst keiner mehr um die Leute kümmern kann.

Ich sage immer, auch wir werden älter. Ich bin jetzt 43, aber auch ich bin froh, wenn ich 80 bin ... und jemand ist da, der sich um mich kümmert. Ich brauche ja dann vielleicht auch jemanden.

Deswegen – wir brauchen einfach Nachwuchs. Wir müssen den Beruf interessant machen, damit Nachwuchs nachkommt. Und es ist ein toller Beruf!

Interview vom 24.09.2019



Viele, viele Plusstunden

Seit vielen Jahren klagt die Altenpflege verstärkt über Personalmangel. Die Ursache dafür ist relativ einfach: Alten- und Pflegeheime wurden von der Gesetzgebung zu Wirtschaftsunternehmen erklärt. Man berechnet den Personalbedarf einfach nach den jeweiligen Pflegegraden der zu Pflegenden. Pflegegrad eins bis drei heißt wenig bis geringer Personalbedarf. Man geht einfach davon aus, dass Senior*innen noch einen Gutteil ihrer Versorgung selbst durchführen können – so ihnen ein geringer Pflegegrad bescheinigt wurde. Steigt er, steigt mit ihm der Anspruch auf personelle Betreuung.

Sieht man davon ab, dass man als Arbeitgeber Pflegepersonalbedarf überhaupt berechnen muss, um wirtschaftlich zu überleben, so hat Personalmangel seine Ursache aber nicht allein in der wirtschaftlichen Berechnung. Vielmehr gibt es keinen Nachwuchs mehr!

Die Freude an diesem Beruf ging mit der Pflegereform verloren. Das tägliche Leben einer Pflegekraft besteht in der Hauptsache aus Zeitmangel sowie hohen zeitaufwändigen administrativen Anforderungen. Hinzu kommt die emotionale Komponente, dass man den Bedürfnissen der zu Pflegenden und ihrer Angehörigen vielfach nicht mehr nachkommen kann. Wir sprechen also nicht nur von niedrigen Gehältern in der Pflege. Wir sprechen davon, dass die Dienste abgedeckt werden müssen, was für alle Mitarbeitenden in der Pflege viele, viele Plusstunden bedeutet. Dass eine Pflegekraft allzeit bereit ist, das setzt man einfach voraus. Durch Corona hat sich die ohnehin schon angespannte Personalsituation dann noch verschärft.

*Yvonne Frenzel-Tafili, Pflegedienstleiterin
im Diakoniezentrum Wertheim gGmbH/Wohnstift Hofgarten*

Unbemerkte Dienste

Im März 2020 stand die Welt für einen Moment still, als es auf einmal hieß, dass für Pflegeheime und Krankenhäuser ein Besuchsverbot gilt. Die ambulanten Pflegedienste kamen in der öffentlichen Diskussion überhaupt nicht vor, galten aber als systemrelevant. Schutzmaßnahmen, Hygieneregeln, Konzepte, Mitarbeiter-Monitoring und Abstandsregeln – ein Wirrwarr an Verordnungen prasselte auf alle ein – und sämtliche Verordnungen waren sofort umzusetzen. Schutzausrüstung war Mangelware. Unbehagen, Fragen und Ängste machten sich breit.

Wie sollte man denn die Pflege durchführen, wenn man eigentlich Distanz halten soll? Wie Zuwendung und Halt geben und dabei Abstand einhalten, wo Nähe so wichtig ist? Es klang paradox und wurde dennoch zur bitteren Realität. Wie soll man da eine adäquate Versorgung leisten? Und was, wenn sich

eine Pflegekraft oder ein zu Pflegend*e*r infiziert? Dann gehen die Organisation, die Nachverfolgung und die Meldekette los. Und die Suche, wer die Schicht übernehmen kann ...

Das alles zehrte an den Nerven ... dennoch galt es, sowohl im ambulanten als auch im stationären Bereich die Ängste und Sorgen der zu Pflegenden und ihrer Angehörigen aufzunehmen, sie aufzuklären, zu beruhigen und zu begleiten. Trotz der schweren und auch für sie neuen Situation der Ungewissheit sind Mitarbeitende in der Pflege in der Zeit der Pandemie bereit gewesen, all das auf sich zu nehmen und anzupacken, auch weit über die geregelte Arbeitszeit hinaus. Und was die ambulante Pflege angeht: fast unbemerkt von der gesellschaftlichen Öffentlichkeit und der Politik.

*Martina Spengler und Silke Habermann,
Pflegedienstleitungen der Ev. Sozialstation Wertheim gGmbH*



Pflege in Zeiten von Corona: Für Pflegekräfte gibt es kein Homeoffice

Während der Corona-Pandemie haben Besprechungen, Konferenzen und Unterrichtsangebote über digitale Videodienste zugenommen. Bilder von Chören, die sich über „Zoom“ treffen und miteinander singen, gehören zu den Bildern dieser Zeit. Aber Pflege geht nicht per Videokonferenz. Ein Großteil der Bevölkerung konnte in den Lockdown-Phasen zu Hause bleiben. Die Pflegekräfte hingegen, die Gülay Keskin im Herbst 2019 für die „Gepflegt. Gesegnet alt werden“-Ausstellung bei der Arbeit begleitet hat, sind weiter jeden Tag in ihre Einrichtungen gefahren, um für die Menschen da zu sein, die ihnen anvertraut sind. Ende 2020 haben Gülay Keskin und Pfarrerin Verena Mätzke sich über „Zoom“ mit einigen von ihnen getroffen, um zu fragen, wie sie die Corona-Zeit erleben. Pfarrerin Dr. Verena Mätzke erzählt davon:

Wohnstift

Das erste, was die Pflegekräfte aus dem Wohnstift auf die Wie-geht-es-Ihnen-Frage geantwortet haben, war, wie es den Bewohnerinnen und Bewohnern geht: „Es geht allen gut und das ist die Hauptsache.“ So, als wäre der Blick auf sich selbst ungewohnt. Mir ist im Gespräch mit ihnen einmal mehr bewusst geworden, wie sehr sie daran gewöhnt sind, mehrere Stunden am Tag auf andere zu achten. Dadurch ist ihnen diese Perspektive über die Jahre in Fleisch und Blut übergegangen. Es geht ihnen gut, wenn es denen gut geht, die ihnen anvertraut sind. Das hat mich berührt. Umso wichtiger finde ich, dass wir die Pflegekräfte nicht (wieder) aus dem Blick verlieren – als Gesellschaft und als Kirche.



Im Gespräch haben sie erzählt, wie ihnen in der Zeit der Besuchsverbote und eingeschränkten Besuchsregelungen noch mehr Verantwortung zugewachsen ist als vorher. Die Pflegekräfte haben in diesen Wochen so viel telefoniert, „dass der Akku in wenigen Stunden leer war“. Sie mussten Angehörige

beruhigen und sie über den Zustand ihrer Lieben auf dem Laufenden halten. Die demenziell veränderten Bewohnerinnen und Bewohner waren anhänglicher und haben mehr Zuwendung gebraucht als sonst. Die wollten die Pflegekräfte ihnen geben, aber unter der Bedingung, dass Kommunikation nur mit Nase-Mundschutz möglich ist. Weil dadurch viel von der Mimik fehlt, wurden die Pflegekräfte immer wieder gefragt: „Sind Sie böse?“ oder: „Sind Sie traurig?“

Auch wir mussten im Gespräch mehrmals nachfragen, bis sie antworten konnten, wie es ihnen selbst denn geht. Ein vorherrschendes Gefühl war die Angst, eines Tages die Person zu sein, die unbeabsichtigt das Virus ins Pflegeheim bringt und diejenigen, für deren Wohlergehen man doch eigentlich zuständig ist, anzustecken. Ein täglicher Begleiter. Gegen dieses Gefühl der Angst hilft der kollegiale Zusammenhalt in der Einrichtung. Für niemanden im Wohnstift gab und gibt es Homeoffice. Einer der Pflegenden hat gesagt: „Man gewöhnt sich daran.“

Auf die Frage, wie es ihnen damit ging, dass im Frühjahr 2020 plötzlich für ihre Berufsgruppe von den Balkonen geklatscht wurde, kam als erste Antwort bei allen ein eher verlegenes Schulterzucken und ein immer noch irritiertes Lächeln. Das ist es, was bei mir am meisten nachwirkt und vom Gespräch zurückbleibt: Unsere Pflegekräfte machen ihre Arbeit für die Menschen. Sie machen sie mit einer hohen Selbstverständlichkeit. Sie machen sie mit Hingabe und Sorgfalt. Das zeigen die Bilder der Ausstellung, die alle vor dem Corona-Ausbruch aufgenommen wurden. Die Pflegekräfte machen ihre Arbeit nicht für Applaus, auch wenn es schön ist, gesehen zu werden. Aber sie haben ihre Arbeit vor Corona gemacht und sie werden sie nach Corona machen. Und während der Corona-Pandemie machen sie jeden Tag weiter, mit Angst und mit Nase-Mundschutz, damit es denen gut geht, für die sie da sind. Es ist unsere Verantwortung, sie nicht zu vergessen und uns als Kirche und Gesellschaft dafür einzusetzen, dass dieser Beruf das Ansehen, die Vergütung und die Anreize bekommt, die er verdient.

Pfrin. Dr. Verena Mätzke



Evangelische Sozialstation

Im Gespräch mit den Pflegekräften der Evangelischen Sozialstation ist mir bewusst geworden, wie viel doch in der Öffentlichkeit über stationäre Pflege und wie wenig über ambulante Pflege gesprochen wird. Dabei stehen die ambulanten Pflegekräfte

unter einem besonderen Druck. Sie gehen jeden Tag von einem Haus ins nächste und haben dabei Angst, sich unbemerkt anzustecken und das Virus weiterzutragen. Sie halten sich an alle Hygieneregeln, aber Pflege geht nicht auf Abstand. Sie sorgen sich um die eigene Familie, sollten sie sich anstecken. Und doch wollen sie alle ihrem Beruf nachgehen. Die Menschen, für die sie da sind, alleine lassen – das kommt für sie nicht in Frage. Sie erfüllen ihre Aufgabe mit hoher Verantwortungsbereitschaft. Für manche ihrer Kundinnen und Kunden sind sie die einzigen, die sie den ganzen Tag über sehen.

Auf die Frage, was sie jeden Tag durch die Corona-Zeit begleitet, antwortet jede anders: Für die eine ist es die Hoffnung und ein Gebet jeden Morgen, selbst mit allen Menschen, die sie versorgt, und ihren Kolleginnen und Kollegen in der Sozialstation von der Krankheit verschont zu bleiben. Bei einer anderen ist es der Frust über die Länge der Krise, wieder eine andere begleitet jeden Tag der Versuch, ihr Bestes zu geben. Sie erzählt, dass sie versucht, jeden Tag die Menschen zu trösten und sich ihre

eigenen Sorgen nicht anmerken zu lassen. Eine der Pflegekräfte erzählt von der täglichen Hoffnung auf die Rückkehr der Normalität und die gleichzeitige Frage, was eigentlich normal ist. Sie begleitet auch die Erfahrung, wie schnell sich die Welt ändern kann. Nach dem Gespräch bleibe ich mit einem tiefen Respekt für die Kraft, den Mut und den starken Willen zum Tun des Guten der ambulanten Pflegekräfte zurück.

Täglich sind sie für andere stark – trotz aller eigenen Belastungen und Sorgen, die die gegenwärtige Situation mit sich bringt. Die Frauen, mit denen wir gesprochen haben, stehen stellvertretend für ihre Kolleginnen und Kollegen. Ich nehme sie als Frauen mit einem großen, mutigen Herz für die Menschen wahr, für die sie da sind. Und ich spüre, wie sehr ich ihnen wünsche, dass sie auch selbst Menschen und Orte haben, an denen sie versorgt werden, an denen sie neue Kraft schöpfen und Ruhe finden. Ich empfinde Stolz darüber, dass sie die Gesichter der Kirche in der Alten- und Krankenpflege sind.

Pfarrerin Dr. Verena Mätzke

Making-of









Danke

Die Fotokunsausstellung ist Teil des Kirchenkompassprojekts „Goldene Minuten konkret“ der Evangelischen Kirchengemeinde Wertheim und der Evangelischen Sozialstation Wertheim. Ermöglicht wurde sie durch den Kirchenkompassfonds der Evangelischen Landeskirche in Baden.



.....

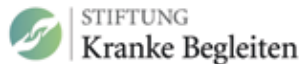
Weitere Unterstützung kam von dem Verlag „Andere Zeiten e.V.“ sowie der Christina-Lachenmann-Stiftung Wertheim und dem Rotary Club Wertheim



.....

Danke an Alle, die die Ausstellung durch ihr Mitdenken und Mittun möglich gemacht haben!

Verwirklicht wird die Ausstellung in Kooperation mit der Stiftung Kranke Begleiten und dem Zentrum für Seelsorge.



Impressum

Herausgeber:



Redaktion: Pfarrerin Dr. Verena Mätzke, Alexandra Helmich, Luise Bröther

Fotos: Gülay Keskin, www.keskin-arts.com

Grafik: Dipl. Des. Heike Scharm, www.scharmant.de

Druck: Hinckel-Druck GmbH

Auflage: 1250 Stück

© September 2021



Fotoausstellung der Evangelischen Kirchengemeinde Wertheim in Kooperation mit der Evangelischen Sozialstation Wertheim und dem Wohnstift Hofgarten.